Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 620. **Freitag** den 20. December 1895. **89. Jahrgang**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. December.

Jener glücklicher Weise nur kleine Bruchtheil der deutschen Presse, der sich und den geduldigen Lesern einzureden sucht, **Fürst Bismarck** sei eigentlich nie eine Größe gewesen und habe die letzte kleine Scene seiner ihm vom Glücke zugetheilten Rolle mit seinem Rücktritt ausgespielt, strafen sich selbst der Lüge, so oft irgend eine Kundgebung aus dem Sachsenwalde kommt oder gar eine einflußreiche Persönlichkeit dort vorspricht. Wider Willen bekunden dann diese Blätter, daß Fürst Bismarck auch für sie eine Größe war und bleibt. Mit Bangen hat sie der Besuch erfüllt, den der **Kaiser** jüngst in Friedrichsruh abstattete; die vertrauliche Unterredung, die während dieses Besuchs zwischen dem Monarchen und dem Altreichskanzler stattgefunden, hat dieses Bangen zur Furcht gesteigert, und diese hat sich in schlotterndes Entsetzen durch das Gerücht verwandelt, in dieser Unterredung seien politische Fragen berührt worden. Aber dieses Entsetzen ist nicht lähmender Art, sondern regt die ganze Thatkraft der Betroffenen auf. Und wie sie sich nie gescheut haben, dem großen Staatsmanne Knüppel jeder Art in den Weg zu werfen, wenn alle Mittel des redlichen Kampfes erschöpft waren, so sind sie auch jetzt nicht um einen Knüppel verlegen, der eine weitere Annäherung des Kaisers an den Altreichskanzler und einen erneuten Einfluß des Letzteren auf den Gang der deutschen Politik verhüten soll. Der Knüppel, den das „Berl. Tagebl." aus seinem Vorrath politischen Rüstzeuges hervorgezogen, hat die Form einer Correspondenz aus Hamburg, die angeblich von einer Seite stammt, die mit Friedrichsruh intime Fühlung hat. Ihr Inhalt ist folgender:

Zuerst wird auf den Besuch des Kaisers beim Grafen Waldersee Bezug genommen und gesagt, daß „der Aufenthalt des obersten Kriegsherrn bei dem neuen Generalobersten der Armee lediglich die Bedeutung eines aufzeichnenden Ehrenactes für letzteren" gehabt habe. „Die Reise nach Friedrichsruh dagegen", heißt es dann weiter, „wird man gar thun, als eine hochpolitische Handlung aufzufassen." Sie sei nicht ohne Vorwissen des Fürsten Hohenlohe erfolgt und man werde nicht fehlgehen, wenn man annehme, daß die einstündige zeugenlose Unterredung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck u. A. auch die Stellungnahme gegen die Socialdemokratie behandelt habe. Der Kaiser stehe nicht mehr auf dem Standpuncte der Frühlingstage von 1890; das mit Aufhebung des Socialistengesetzes inaugurirte System habe das Wachsthum der Socialdemokratie nicht gehemmt und eine Verjüngung nicht angebahnt, dazu komme das Bewußtsein der Socialdemokratie gegenüber der Gedenkfeier von 1890. Wenn aber Fürst Bismarck die Genugthuung erlebe, daß seine Anschauungen an maßgebender Stelle wieder jene Geltung erlangten, die sie zur Zeit Wilhelm's I. unbestritten besaßen, so werde man „einen Einfluß dieses Umschwunges auf die Gestaltung unserer Staatsgeschäfte über kurz oder lang" anerkennen müssen. „Fürst Hohenlohe dürfte ohne Zweifel die Folgen eines solchen Gedankenaustausches bereits in Erwägung gezogen haben." Die nächste Consequenz werde die Aussöhnung mit Graf Herbert Bismarck bilden. Nach gewisser Zeit aber werde sich „die Wiederauferstehung der Bismarck'schen Politik der eisernen Faust" anschließen. „Ob zur Mitwirkung an dieser neuen alten Politik alle gegenwärtigen Berater der Krone berufen sein können, mögen Sie sich selber sagen."

Der Zweck dieser angeblichen Correspondenz aus der Umgebung des Fürsten ist klar. Dieser soll in den Verdacht gesetzt werden, er habe nicht nur über die vertrauliche Unterredung mit dem Kaiser aus der Schule geplaudert, sondern sich auch eines Sieges seiner Auffassung über die des Kaisers gerühmt. Dieser soll dadurch gegen den Fürsten eingenommen und von ferneren Versuchen, mit einem so indiscreten und seinen Ruhm auf Kosten des kaiserlichen Ansehens ausposaunenden Manne sich zu verständigen, abgeschreckt werden. Der Verfertiger dieses Knüppels ist jedenfalls auf diese seine Leistung stolz und erwartet von ihr großen Erfolg. In seinem stolzen Eifer hat er aber übersehen, daß er einer Kränkung des Kaisers sich schuldig macht, die allerdings keine strafrechtlichen Folgen haben dürfte, weil sie zu kindisch ist, aber jedenfalls die andere Folge haben wird, daß der berechtigte Unmuth des Monarchen sich nicht gegen den Fürsten, sondern gegen den Knüppelwerfer richtet, der zum Intriganten alle Anlage, nur nicht die vorsichtige Hand besitzt.

Wenn die Presse des **Centrums** mit dem jetzigen **Reichstage** als „seinem" — er ist dazu am 23. März geworden — renommirt, so soll sie, sofern sie sich durch den ironischen Beifall, dessen eine Belobigung dieses Reichstages sicher ist, nicht genirt fühlt, auch von uns in diesem Vergnügen nicht gestört werden. Nur wäre ihr zu rathen, daß sie mit ihrem — um mit dem Entwurf gegen den unlauteren Wettbewerb zu reden — „unrichtigen Anzaben", deren man sich ja nothwendig bedienen muß, um den parlamentarischen 1893er anzugreifen, nicht gar zu getreu das Beispiel der Goldenen 110 nachahmt. Die „Kölnische Volkszeitung" zieht hinsichtlich der Beschlußfähigkeit einen Vergleich mit dem Cartell-Reichstag und glaubt sich berechtigt, auf Kosten desselben den gegenwärtigen herauszustreichen. Die Leser machen sich nun wahrscheinlich die Vorstellung eines schwärzlichen Gewimmels, dessen Schauplatz in den letzten Sitzungen der Sitzungssaal des Reichstages gewesen sei. In Wirklichkeit erinnerte aber der Anblick an die Bewegung, die der Marktplatz eines kleinen Landstädtchens an heißen Sommernachmittagen aufzuweisen pflegt. Wenn die Beschlußfähigkeit angezweifelt worden wäre, so hätte weder der „unlautere Wettbewerb", noch die Consumvereinsvorlage, noch gar der Handwerkskammerentwurf an eine Commission verwiesen werden können. Das Plenum selbst war am letzten Tage kaum so stark besetzt, wie eine vollbesuchte 28er-Commission. Die Arbeit, wegen der die „Köln. Volksztg." ihren Reichstag belobt, hat er zum größten Theile eigentlich in absentia geleistet und infolge der Hochherzigkeit der Minderheitsparteien, die, abweichend von der Praxis des Anticartells in den Jahren 1887 bis 90, den Gang der Geschäfte nicht durch Anzweifelung der Beschlußfähigkeit störten.

In der **italienischen** Deputirtenkammer sind die Afrikacredite mit erdrückender Mehrheit bewilligt worden, nachdem Crispi wie die Kammer sich dahin ausgesprochen, daß es bei den ferneren Actionen in Abessinien sich nicht um eine Ausdehnung der italienischen Machtsphäre, sondern lediglich um die Aufwerfung der Scharte von Amba Aladschi und um die Sicherung der bereits von der italienischen Flagge gedeckten Gebiete handeln könne. Wir würden es für verfehlt halten, wenn Italien die Grenze seines afrikanischen Besitzes nicht wenigstens bis zur Südgrenze Tigres verschieben würde, weil es nur so im Stande ist, König Menelik, seinen gefährlichsten Gegner, beständig im Schach zu halten und seine Position zu sichern. Aber wir hoffen, daß die Ereignisse von selbst dahin drängen werden. Vorläufig muß man zufrieden damit sein, daß die Schlappe des Majors Toselli, weit entfernt, der Regierung das Leben zu kosten und den colonialpolitischen Aufschwung Italiens zu lähmen, die ganze Nation einig gezeigt hat, für ihre Ehre einzutreten und dem italienischen Namen nichts zu vergeben. Die Regierung ist auf diesem Wege kraftvoll vorangegangen und die Entschiedenheit, mit welcher sie seit dem Eintreffen der Hiobspost von Amba-Aladschi sich auf den Standpunct der nachdrücklichsten Wahrnehmung der in Afrika engagirten Interessen Italiens gestellt hat, trägt ihr Lob und Unterstützung selbst von gegnerischer Seite ein. Bezeichnend für den Geist der das Volk beseelt, ist die Thatsache, daß die klerikalen, also die grundsätzlich regierungsfeindlich gesinnten Gemeinderäthe von Genua, Venedig und Neapel es an patriotischem Eifer allen anderen städtischen Vertretungen zuvor thaten. Auch die extrem-radicalen Elemente der Kammer vermochten sich der elementaren Macht der Volksstimmung nicht zu entziehen. Sie speien Feuer und Flamme gegen Crispi, aber sie wagten es nicht, den von ihm für die Zwecke der afrikanischen Action geforderten Crediten ihre Zustimmung zu versagen, in der richtigen Erkenntniß, daß sie sonst bei ihren Wählern für alle Zukunft unmöglich sein würden. Ihre Vorbehalte waren sophistisch und dienten, statt ihnen selbst zur Entschuldigung zu gereichen, nur noch zur Erhöhung des Ansehens der Crispi'schen Politik, mit der sich jetzt so ziemlich Jedermann in Italien identificirt. Dieser politische Gesichtspunct aber wird Crispi auch dann noch die Sympathie der öffentlichen Meinung sichern, wenn der Waffenehre Genüge geschehen sein wird, und die Wogen der nationalen Erregung sich wieder werden geglättet haben. Denn an der Behauptung der afrikanischen Position hängt ein bedeutendes Stück des italienischen Großmachts-Prestiges. Italien würde von der Höhe, zu der es seine nationale Wiedergeburt emporgehoben, herunterstiegen, wenn es sich vor den Abessiniern bezw. den hinter ihnen stehenden französischen Drahtziehern rückwärts concentrirte. Das Gefühl beherrscht die ganze Nation, bis herab zum letzten Lazzarone, und so wenig die Wünsche der Massen auf eine gewagte auswärtige Politik hinauslaufen, so wenig wollen sie doch von einem Selbstverzicht Italiens auf die Rolle einer Großmacht hören.

Kaum ist die **spanische** Ministerkrisis beendet, so kommt auch schon eine Meldung über neue Verlegenheiten, in denen sich das Cabinet Canovas befindet. Es heißt bekanntlich, Martinez Campos bestehe darauf, seine Entlassung als Gouverneur von Cuba zu nehmen. Ueberraschend klingt die Nachricht keineswegs, denn schon vor mehreren Wochen wurde darüber berichtet, daß man in Madrid mit der Kriegführung des Marschalls auf Cuba nicht zufrieden sei. Zunächst verlangte Canovas del Castillo, Martinez Campos solle mit zwei Divisionsgeneralen, die von der Regierung in Madrid nach Cuba geschickt werden, sich über einen neuen Operationsplan verständigen. Der Marschall wies dieses Ansinnen wiederholt zurück und berief sich auf die ihm ertheilte Vollmacht, selbstständig den Krieg mit den Insurgenten zu führen. Später willigte er in die Vermehrung der Unterbefehlshaber. Da fand man denn in Madrid heraus, daß seine bisherige vorsichtige Kriegführung und die Schonung, mit der er gefangene Insurgenten behandelte, auf persönliche Beweggründe zurückzuführen seien. Madrider Zeitungen wollten erfahren haben, Martinez Campos suche sich im Geheimen mit den Insurgenten gut zu stellen, um bei der früher oder später doch unausbleiblichen Losreißung Cubas vom Mutterlande in der zukünftigen Republik Cuba auf eine hohe Stellung rechnen zu können. Wer den Charakter des tapferen Marschalls zu würdigen verstand, hat diese Insinuationen mit Entrüstung zurückgewiesen, aber im Ministerium summirte man auch die unglaublichsten Gerüchte und erschwerte systematisch dem Marschall seine Position in Cuba. Es ist daher wohl möglich, daß Martinez Campos die Geduld endlich verloren hat. Zu seinem Nachfolger soll der Commandeur des catalonischen Armeecorps, General Weyler, ausersehen sein, doch wird auch General Primo de Rivera genannt. In Madrider politischen Kreisen scheint man von dem zwischen England und der Unionsregierung in Washington ausgebrochenen Conflict wegen Venezuelas sich insofern Vortheile für Cuba zu versprechen, als die befürchtete Anerkennung der Insurgenten als kriegführende Macht in Washington der wichtigeren Angelegenheit wegen zurückgestellt werden dürfte. Das ist ein Irrthum. Nur beschleunigt werden könnte die Entschließung der Vereinigten Staaten, die Anerkennung auszusprechen, wenn eine friedliche Lösung des Conflicts zwischen der Union und England nicht möglich wäre. Dafür liegen die Gründe nicht allzu weit.

Ziemlich allgemein herrscht in Europa die Meinung, die von dem Präsidenten der **Vereinigten Staaten** wegen der Venezuelafrage gegen England beliebte Sprache sei von dem Wunsche des Herrn Cleveland, bei der nächsten Präsidentenwahl nochmals an die Spitze der Union zu gelangen, dictirt oder doch stark beeinflußt. Auf dasselbe Verlangen hat man vielfach, so auch kürzlich in der sächsischen Abgeordnetenkammer, die nach Form und Inhalt ungewöhnlichen Ausfälle gegen Deutschland in der von der Viehausfuhr und den Versicherungsgesellschaften handelnden Botschaft Cleveland's zurückgeführt. Bedrohungen anderer Nationen sind in der That ein in Amerika oft angewandtes Mittel, sich den Wählern zu empfehlen. Diese Beobachtung ist überaus merkwürdig. Während für die Socialdemokratie Patriotismus und nationales Selbstbewußtsein von „vielhundertjähriger Tyrannei" den Völkern eingeimpfte Krankheiten sind und auch unsere Demokratie die Neigung verräth, die republikanische Freiheit als die zukünftige Mutter des allgemeinen Völkerfriedens zu preisen, sehen wir als dasjenige Volk, bei dem man sich gewohnheitsmäßig durch den Appell nicht an die Vaterlandsliebe, sondern an einen öden Chauvinismus in Gunst setzt, ein von Anbeginn seiner nationalen Existenz republikanisches, in seinem politischen Leben von keinerlei Schranken eingeengtes. Und dies, obwohl die Vereinigten Staaten niemals ernstlich von einem äußeren Feinde bedroht, geschweige denn überfallen worden sind, der natürlichen Entwickelung einer aus der Sorge um die nationale Sicherheit hervorgehenden Reizbarkeit dort also weniger Boden gegeben war, als in irgend einem anderen Großstaat. Republikanische Verfassung und ausgedehnte politische Freiheit scheinen danach das Wachsthum der Friedfertigkeit bei den Völkern nicht sonderlich zu begünstigen und bei den Regierenden auch nicht. Denn mag man auch den Calcul des Herrn Cleveland, daß Großbritannien die Botschaft des Präsidenten mehr nach den persönlichen Beweggründen des Urhebers, als nach ihrem herausfordernden Inhalt beurtheilen werde, als richtig anerkennen, ein Spiel mit der Ruhe eines Welttheils ist es immerhin, was er spielt, und jedenfalls ein solches, dessen sich ein zeitgenössischer Monarch gegenüber einem gleichberechtigten civilisirten Lande nimmermehr unterfangen würde. Dem deutschen Radicalismus in beiderlei Gestalten ist die Anstellung eines Vergleichs zwischen der gewissenhaften Vorsicht in der Sprache der monarchischen Regierungen und dem leichtherzigen Ton des gewählten amerikanischen Staatsoberhauptes dringend zu empfehlen. — Welches die Consequenzen des Vorgehens Cleveland's sein werden, läßt sich jetzt noch nicht absehen, aber es mehren sich doch schon die Stimmen, welche zum Rückzug mahnen. Daß die New-Yorker demokratische „World" die Botschaft für einen Fehler und ihre Ausführungen für nicht zutreffend hält, hatten wir schon erwähnt; das Blatt bestreitet, daß die

---

Feuilleton.

Der Geiger.

9] Original-Roman von Emmy Rossi.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Sie ist es heute noch, Berti, trotzdem ich ihr Unrecht geben muß. Aber angenommen, ich wäre parteiisch zu ihren Gunsten, was schadete es, wem schadete es? Und dann, sie ist in Kairo, sehr schwach, wollt Ihr später die Verzweiflung Bruno's auf Euch nehmen, daß seine Mutter noch lebte, daß sein Sehnen gestillt werden konnte, als es noch nicht zu spät war — dann, wenn es zu spät ist?"

Herbert rüstete sich zu einem Ausfall, aber Jacques sagte in seiner bestimmten Art: „Nur Du hast zu entscheiden, Onkel Ludwig, Herbert ist neidisch!"

Der Commerzienrath hatte schon während des letzten Wortwechsels zwischen Neffen und Sohn die eingelaufenen Briefe zu öffnen begonnen, jetzt las er statt einer Antwort auf Jacque's Interpellation plötzlich laut: „Hört mal, Divero und Aschaß in Petersburg wollen nun doch auf unsere Bedingungen eingehen, Zahlung bei Ablieferung, Bahnhof Berlin, volle Zahlung! Ja, sonst kann man auch nicht mit Rußland arbeiten. Dort klage Einer, der Himmel ist hoch und der Zar ist weit, besonders für deutsches Recht! Also Herbert, laß' Dir mal die Angelegenheit persönlich durch den Kopf gehen. Du, Jacques, bist wohl so gut, heute noch die Ordres für Valdivia ausfertigen zu lassen, — die Leute von heute sind alle unzuverlässig!"

„Und darf ich Bruno vorbereiten, Onkel?"

Der alte Herr mußte sich einen Moment besinnen, er hatte im Comptoir nur Interesse für seine Geschäfte.

„Meinetwegen", sagte er im Weiterlesen, „aber bitte, nicht im Geschäft, — privatim, Du kannst ihn ja zum Thee mit in Dein Haus nehmen — I for my person — ich wünsche in Ruhe gelassen zu werden mit diesen alten Geschichten."

Zehntes Capitel.

In Professor Mannberg's Klinik lag Margarethe, den Fuß im Verband; die Schmerzen waren zu ertragen, aber noch hatte sie sich nicht zur Resignation durchgerungen. Düstere Reflexionen über ihr Unglück, „zu dem sie geboren", scheuchten den Frieden von ihrem Lager. Anstatt Gott zu danken, daß er ihr in der schlimmsten Stunde einen Protector erweckt, denn der Unfall hätte auch zu einer Zeit und unter Umständen stattfinden können, wo Niemand sich ihrer annahm, sah sie nur die Kehrseite, das Böse. Getrennt von dem Mann, den sie liebte, ihrem Beruf, der sich soeben zu einer ergiebigen Quelle des Verdienstes und der Anerkennung erschließen wollte, murrte und haderte sie mit dem Schicksal. Und doch lag sie bequem gebettet und sorgsam bedient in der ersten Abtheilung der Klinik; täglich besuchten sie die Damen der Pension, die doch im Grunde Alle recht gutmüthig waren, und brachten ihr kleine Gaben, Bücher zum Lesen, Blumen, als wollten sie jede unangenehme Erinnerung auslöschen, daß sie einst über die Unglückliche geklatscht und gespöttelt.

Auch Jacques Hermes' Gattin kam persönlich — sie brachte vom Onkel L. Hermes ein prachtvolles Bouquet und ein Couvert voll blauer Scheine, das Honorar für den genußreichen Abend, den Frl. von Schlieffen so glänzend unterstützte. Der noble Mäcen schickte das Zehnfache, was sonst üblich — er versprach auch weitere Versorgung. „Werden Sie nur ganz gesund, liebes Fräulein", sagte die vornehme Frau, „gehen Sie ohne Sorgen Ihrer Genesung entgegen, wir sind gern bereit, ein so schönes Talent wie das Ihrige zu unterstützen und zu fördern."

Margarethe nahm das Alles dankbar hin, dennoch fragte ihr Herz unaufhörlich, weshalb gerade ihr das schreckliche Loos, ein Krüppel zu sein, beschieden wäre, ausgeschlossen von des Lebens Höchstem, der Liebe.

Auch Aurel kam, herzlicher als je; er beklagte aufrichtig ihr Mißgeschick, vertröstete sie aber mit dem Hinweis, daß sie doch Freunde wie die Familie Hermes gewonnen; ihr Schicksal würde nun hoffentlich einen Zug ins Große nehmen.

„Bleiben Sie in Berlin?" fragte sie statt einer Zustimmung.

„Fragen Sie die Kunstschwalbe am Ende der Saison: Wohin? Bleibst Du? Wir haben jetzt Ende Februar — das alte Programm ist abgespielt — ich habe meiner Mutter geschrieben, ob sie das Gelübde meines Besuches in Kairo aufheben will; kommt sie dann im Juni nach Europa zurück, so werde ich an einem Höhenort mit ihr die Sommermonate verleben." Er seufzte, denn er mußte sich sagen, daß die zarte Frau ihn auch ferner nicht auf seinen Kreuz- und Querzügen über Land und Meer begleiten konnte, Künstlerfahrten, wie sie das Virtuosenthum von heute erfordert, und er wußte, was Trennung von ihm für sie bedeutete.

„Liebe verpflichtet", sagte Margarethe.

Da konnte er nur beistimmen. „Eben deshalb ist Liebe auch nicht immer ein Glück, man kann sich doch nicht aufopfern, weil man geliebt wird, das Leben hat so viele Ansprüche. Mama hat nicht einmal eine andere Rivalin als meine Geige, doch Sie wissen, welch gefährliche Nebenbuhlerin die Kunst ist. Sie belegt das Hirn und Herz mit Beschlag, sie fordert unerbittlich unseren Dienst, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Wissen Sie, was Rubinstein einst gesagt, als er gefragt wurde, ob er bei seiner großen Kunstfertigkeit überhaupt noch zu üben brauche: „Täglich 6 Stunden", antwortete er; „übe ich mal einen Tag nicht, so merke ich es selbst schon, übe ich zwei Tage nicht, so merkt es schon das Publicum". Das ist ein mustergiltiger Ausspruch, und Sie werden viel nachzuholen haben, Fräulein Marga!"

„Ich wollte, ich wäre todt", stieß sie hervor.

Er nahm es leicht. Jugend und Ruhm geben so viel Lebensfreude: „Ach — Unsinn, was haben Sie vom Tode? — Der läuft Ihnen ja auch nicht davon! Und dann — man ist eine so lange Zeit todt nach dem kurzen Lebensspiel. — Courage! Kopf hoch! Wir spielen noch manchmal den Glückstraum zusammen. Doch Scherz bei Seite; ich werde werthvollere Sachen componiren, es drängt und quillt mir in Tönen eine Fluth von Gedanken zu."

„Sie Glücklicher!"

„Ja, darin bin ich glücklich! Aber glauben Sie mir nur, jedes Schicksal paßt sich der Individualität an, und jede Person ihrem Schicksal; was man auf der einen Seite mehr erhält, erweist sich auf der anderen als Deficit; der Eine trägt seinen Reichthum in der Tasche, der Andere im Gemüth, der Dritte im Kopf. Die Phantasie verleiht dem Poeten ebenso viel Genuß, als dem Nüchternen die Wirklichkeit, — es gleicht sich Alles, Alles aus!"

„Aber Sie, der Sie Alles, Alles besitzen: Erscheinung, Reichthum in der Tasche, im Kopf, im Gemüth, — der Sie ebenso in der Phantasie genießen wie in der Wirklichkeit, wo bleibt Ihr Deficit?"

„Man kann nicht sein ganzes Inventar so auf den Tisch legen, Fräulein, aber glauben Sie mir — das Manco an der Fülle meines Glücks ist erheblich genug, um eine Seufzerfabrik anzulegen!"

Sie mußte über seine derben Scherze lächeln, und getröstet reichte sie ihm beim Abschied die Hand. Nun, wenn selbst Götter klagen, wagte sie selbst einen Scherz — und citirte das Heine'sche Wort vom Sonnenuntergang:

„Ich aber der Mensch,
Der Sterblich gepflanzte,
Der Todes Beglückte
Ich klage nicht länger."

Ein Sinnen fesselte ihn auf der Schwelle. — „Nun geht es mir, wie es ihm erging — ich will die Nordsee sehen — und wenn er ihr Lieder dichtete, so will ich ihr Weisen componiren. Ich danke Ihnen herzlich, kleine Freundin, Sie haben mir etwas Schönes geschenkt, eine Idee. Und Sie sollen die Erste sein, welcher ich meine Nordsee-Weisen vorspiele, wenn ich von London zurückkehre." —

„Sie wollen fort? Nach London? So weit?"

„Als ob es heute eine Entfernung gäbe! Eine tour du monde ist nicht mehr als früher eine Reise über Land mit dem guten Thurn und Taxis."

Dennoch senkte sie schwermüthig den Kopf. Er wollte keine neue Schmerzen zu den alten fügen und nahm noch einmal ihre Hand: „Doch sage ich Ihnen noch feierlich Adieu; es vergehen immerhin noch ein paar Tage. Und wenn ich fort bin, dann schreiben Sie mir oft. Sie haben ja eine so angenehme Handschrift, Alles, was durch Ihr eigensinniges Köpfchen geht —"

„Und Sie werden antworten?"

„Aber gern — natürlich!"

Ehe er es hindern konnte, küßte sie seine Hand; er wurde fast verlegen. „Kleine Schwärmerin!" schalt er freundlich. Und mit einem Satz war er draußen.

Auf dem Flur begegnete er einem Assistenzarzt des Professors; ein Gedanke, der ihn plötzlich schmerzhaft durchzuckt hatte, verlangte eine Antwort. So überwand er die Verlegenheit und sah bittend auf den Mann der Wissenschaft. Bei diesem ging es ihm wie überall — das schöne Gesicht war sein Fürsprecher.

„Herr Doctor, ich bitte Sie, beantworten Sie mir eine Frage — — ich bin 20 Jahre alt, liebe meine ausgezeichnete Mutter in abgöttischer Sohnesliebe — ich bin Künstler, erfasse meine Kunst mit glühender Seele — aber ich bin den schönsten und besten Mädchen und Frauen gegenüber ganz gleichgiltig, obgleich mir viel Sympathie entgegengebracht wird. Ja, mir ist die Verliebtheit der Damen geradezu unangenehm — sollte mir dies Gefühl, welches alle Menschen als das höchste beschreiben, versagt, sollte ich kalt und fühllos für das Weib geschaffen sein?"

SLUB
Wir führen Wissen.